

Yael Pieren
Storchenbiss

über die weiche Haut streift, vor
ly in ein anderes Licht rückt,
die Augen unter tiefem Kohlen
vor dem Schuhbänden noch eine
etten in der silbernen Schachtel
y unserem eigentlichen Leben.

Roman

Yael Pieren
Storchenbiss

Yael Pieren

Storchenbiss

Roman

Rotpunktverlag

Die Autorin dankt herzlich:

Raúl, Daniela und Tristan, die mir geholfen haben,
diesem Text einen Kern, eine Form und letztendlich
auch einen Namen zu geben.

Julia für die schönen Aufnahmen.

Salome und Jonas für den Mut zu Scheitern.

Liza, Aïcha, Maya, Lukas und Francesca
für ihren Humor, ihren Ansporn und ihre Gesellschaft.

Der Verlag dankt dem Migros-Kulturprozent
für die finanzielle Unterstützung.

MIGROS
kulturprozent

© 2012 Rotpunktverlag, Zürich
www.rotpunktverlag.ch

E-Book ISBN: 978-3-85869-495-9
Mobi ISBN: 978-3-85869-496-6

Für Georg

Eins

Meine Wohnung ist zweiundzwanzig Quadratmeter groß. Am Tag der Schlüsselübergabe, noch bevor ich den Raum einzurichten begann, habe ich sie präzise ausgemessen. Draußen vor der Tür stapelte ich meine wenigen Kisten, klein und handlich und sorgfältig beschriftet in Großbuchstaben. Lange stand ich im leeren Raum, betrachtete die hellen Flecken an der Wand, wo vorher Bilder gehangen hatten, und ging den feinen Rissen in der Decke nach. Ich spürte keine Eile, dieses kahle Zimmer zu füllen. Mir war wohl im Gedanken, dass die vorigen Bewohner ihre Spuren hinterlassen hatten.

Sie ist ein wenig größer, als mir der Vermieter laut Vertrag zugesprochen hat. Deshalb habe ich auch darüber hinweggesehen, dass sich der Hahn im Schüttstein nicht richtig schließen lässt. Ein paar Tage ging es nur, nun höre ich sein Tropfen schon lange nicht mehr.

Vor dem Fenster zur Straße steht ein kleines Tischchen mit zwei Stühlen, an dem ich morgens Kaffee trinke. Das Bett mit der weißen Wäsche, direkt unter der Dachschräge, hat mir die Frau von nebenan überlassen. Besteck, Teller, Tassen, Töpfe, Glühbirnen, Nachttisch, Kleiderständer, Lederschuhe sind alles Geschenke oder Leihgaben. Ich möchte in absehbarer Zeit jeden Gegenstand mit einem eigens von mir ausgesuchten ersetzt haben. Zu diesem Zweck steht ein altes Bierglas auf der Küchenablage, in das ich mein abfallendes Kleingeld lege. Auch das Glas ist ein Geschenk. Bislang liegen nur sehr wenige Münzen drin. Unabgeschlossene Fahrräder finde ich überall und nehme sie für kurze Zeit in meinen Besitz, bevor ich sie wieder am selben Ort abstelle. So ist es, glaube ich, kein Diebstahl.

Ich habe meine Hausschuhe mitgebracht, meinen Lichtbildausweis und ein paar meiner Kleider. Auf den Winter bin ich schlecht vorbereitet. Mein einziger Mantel ist nicht wirklich warm, mehr schön, mit riesigem Kragen, der die Schultern umspielt, keine Kapuze, die Ärmel reichen gerade so bis zum Handgelenk. Ich besitze weder Handschuhe noch einen Schal, noch warme Wollsocken, und ich habe auch nie zu den Mädchen gehört, die sich der Kälte wegen dicke Pullis überstreifen.

Neben der Dusche auf dem Lavabo liegt ein Kamm, mit dem ich mir nach dem Aufstehen die Haare entwirre. Ich wasche sie mit derselben Flüssigseife, die ich auch zum Reinigen meiner Kleider benutze. Die Einfachheit meines Alltags gefällt mir. Manchmal, wenn kein aufmerksames Auge mich verfolgt, trage ich die Pullover, Hemden, Hosen und Kleider so lange, bis ich sie in eine Ecke stellen könnte. Dann fülle ich sie in einen Papiersack, trage sie die Straße runter in den Waschsalon und verbringe den Nachmittag damit, ihnen beim Herumschleudern in der Trommel zuzusehen. Es sind sieben Stück. Zwei schwarze Pullover, ein weißes Hemd, ein Paar Jeans, zwei Sommerkleider, ein blaues und ein rotes, und mein Mantel. Meine Unterwäsche, natürlich. Vielleicht zählt sogar auch noch mein Hut dazu.

Die Schneekugel auf dem Fensterbrett ist auch ein Geschenk, das einzige, das ich nicht ersetzen möchte. Mein Bruder hat sie als kleiner Junge für mich mitgenommen. Genau genommen hat er sie geklaut, in einem Spielwarenhandel. Nachdem ich das herausgefunden hatte, plagte mich jahrelang das schlechte Gewissen und ich wollte sie unbedingt zurückbringen. Ich infizierte meinen Bruder mit dem großen Mitleid der alten Verkäuferin gegenüber. Sie hatte nie Kundschaft. Sie saß stets alleine hinter der Kasse am Eingang und stierte zum Fenster hinaus, zwischen dicken, schmutzigen Spinnweben hindurch. In meinen kindlichen Träumen waren die Viecher ihre einzigen Gesellen, sie sprach mit ihnen und suchte sich aus der Überzahl elend verendeter Insekten ihr Mittagessen aus. Wir sind ein paar Mal vor ihrem Fenster hin- und hergegangen, ohne den Laden je zu betreten. Er hat sich nicht getraut und ich wollte meine Schneekugel nicht hergeben. Die Besitzerin starb dann. Ein kleines Schild an der Tür teilte von ihrem überraschenden Ableben mit, daran kann ich mich noch gut

erinnern. Sie starb inmitten ihrer Holzklötze, Karten, Brettspiele, Stofftiere und Puppen, einfach so, in einem einzigen Moment. Lange blieb alles an seinem Platz und der Staub wütete um die unberührt gebliebenen Stücke. Fast ein ganzes Jahr dauerte es, bis der Laden geräumt wurde. Sie fuhren mit einem Lastwagen vor und entsorgten die Spielwaren in großen, schwarzen Säcken. Seither sehe ich dieses Geschenk als meinen rechtmäßigen Besitz an.

Es liegt neben dem einzigen Buch, zu dessen Kauf ich mich durchringen konnte; fast dreihundert Seiten voller falsch gezeichneter Karten, Irrtümer über das Gesicht der Welt, die unsere moderne Technologie nun der Lächerlichkeit preisgibt. Beim Blättern stelle ich mir die Angst vor, über den Rand der Erde zu fallen, oder den Stolz, einen schier übermächtigen Flecken Land zu bewohnen, der auf heutigen Karten verloren unter einem Kontinent klebt.

Es ist eines der wenigen Bücher überhaupt in meiner Wohnung. Als ich herkam, dachte ich mir, sie mitzunehmen, wenn sie auf der Straße ausliegen, und an der Wand entlang zu stapeln, aber irgendwie mag ich doch keines davon behalten, habe ich es einmal gelesen. Ich lege sie dorthin zurück, wo ich sie gefunden habe, oder stecke sie wahllos und ohne Notiz in fremde Briefkästen. Unter meinem Bett bleibt nur, was beim Säubern druntergekehrt und dann vergessen wurde.

Manchmal denke ich, in dieser kleinen Wohnung und dem Raum und der Zeit darum lebe ich sehr unserem menschlichen Naturell entsprechend. Unserem gesellschaftlichen auch, heute. Ich nehme Dinge mit, sie werden mir gegeben, ich benütze sie und lege sie wieder ab. Es gibt fast nichts, an dem ich hänge. Natürlich bin ich stolz auf mein rundes Tischchen und seine zwei Stühle, aber es würde mich auch nicht stören, wenn es zu Bruch ginge. Ich liebe es, meinen Mantel zu tragen und den Kragen aufzustellen, mir scheint, als ginge ich sehr viel aufrechter in ihm als sonst, und wie er mir in Zugluft um die Beine streift, lässt mich die Kälte gut ignorieren. Trotzdem glaube ich nicht, dass ich traurig wäre, wenn die Naht risse oder ihn jemand einfach mitnähme. Es ist so: Die Dinge bedeuten mir nicht sehr viel. Sie sind wie Nahrung, die ich zu mir nehme, verdauere und wieder ausscheide. Der Mechanismus der Abnutzung ist ein notwendiges Übel, wenn man leben möchte. Ich kann mich nicht

daran erinnern, dieser Tatsache gegenüber je einen Widerwillen empfunden zu haben. Gelebt habe ich immer gerne.

Fragt man mich nach meinen Besitztümern, so hole ich weit aus und sage, ich besäße sehr viel. Vielleicht, weil es eigentlich nur ganz wenig ist und ich alles bis ins kleinste Detail kenne. Es kann aber auch sein, dass ich mich daran gewöhnt habe, mir die Dinge einfach zu nehmen, und ich so in Momenten der Überheblichkeit davon ausgehe, daß mir sowieso fast alles gehören könnte, wenn ich denn nur wollte.

Mein wertvollster Besitz wäre meine Schneekugel. Das ist sie wirklich. Drehe ich sie, stelle ich mir meinen Bruder vor, gestochen scharf in allen Linien und sehr lebendig. Ich bräuchte sie dazu nicht, ich habe ein fabelhaftes Gedächtnis, es bedürfte wahrscheinlich nicht einmal größerer Anstrengung, um ihn mir einfach so in Erinnerung zu rufen; aber es ist ein Ritual, ich möchte es nicht anders. Er soll nur mit dieser Schneekugel für einen kurzen Moment wieder da sein, egal wie oft am Tag ich sie drehe. Er soll nicht herumspuken. Ich möchte nicht mit Geistern leben.

*

In meiner Wohnung ist es fast immer still. Manchmal pfeift der Wasserkessel. Das Haus ist sehr hellhörig und ich bin unfreiwilliger Zeuge vom Leben meiner Nachbarn. Ich weiß, wann sie duschen, wann sie zur Toilette gehen, wann sie Liebe machen und wann sie streiten. Trotzdem dringen all diese Geräusche nicht vor, nicht weit. Ich kann im Bett liegen und mir selbst beim Atmen zuhören. Wie ich schneller atme, mein Herzschlag sich beschleunigt. Wie ich wieder zur Ruhe komme. Es wiederholt sich ein paar Mal. In meinem Kopf rasen die Gedanken, aber ich befreie mich irgendwann davon. Meine Fähigkeit diesbezüglich ist ein Rätsel, die Geburt meiner Fantasie. Sie bäumt sich auf und wehrt sich gegen Erinnerungen, die nicht vergessen werden können. Ich nehme den Bildern ihre Farben und Konturen und sie verschwimmen ineinander und formen sich zu etwas Neuem, zum Bild einer Welt, die mir gehört. Oder es zumindest einmal getan hat. Es ist nun nicht mehr notwendig, in Hirngespinnste zu flüchten, wie ich es früher zu tun pflegte. Ich

erlaube mir diese Minuten als mutwilliges, kurzes Träumen. Es ist eine Beschäftigung ohne jeden Tiefgang.

Weil sie Stille gewohnt ist, erschrickt meine Wohnung, habe ich einmal Besuch. Sie wehrt sich gegen den Wirrwarr an Stimmen, sie wird klein und stickig und unsauber. Mein Besuch und ich, mehr als zwei Personen vertragen die wenigen Quadratmeter nicht, trinken gemeinsam Kaffee an meinem Tischchen. Man sagt, dass die Aussicht sehr schön sei und das Parkett gefalle. Es wird etwas mitgebracht, Kekse, Tee, Reis und an Abenden eine Flasche Wein. War der Besuch einmal da, kommt er meist wieder. Ihm gefällt der Stuck an der Decke und um die nackte Glühbirne und die Abwesenheit jeglicher Restriktionen, was das Rauchen anbelangt. Die Dusche ist winzig, aber das heiße Wasser versiegt nie. Im Winter kommt manch einer bloß dessentwegen. An gewissen Tagen scheint es mir ein entsetzliches Geläuf, aber die meiste Zeit verbringe ich doch alleine. Ich möchte dann nicht lesen, und es gäbe keine Musik, die man hören könnte. Ich treibe dieses Spiel mit mir selbst und meinem Atem. Ich wundere mich über die Stille. Ich wundere mich darüber, dass sie so laut sein kann, und ich wundere mich über ihr Betteln um Aufmerksamkeit zwischen den Lärmpausen. Es entspricht ihr so gar nicht.

Mein Besuch sieht sich beim ersten Mal oft lange um, bis er merkt, dass es tatsächlich die Musik ist, die dem Raum fehlt, und nicht ein Bild an der Wand und die Vorhänge am Fenster. Er kneift die Augen unter der Sonne zusammen und fragt mich, ob mich diese Ruhe denn nicht in den Wahnsinn treibe. In solchen Momenten fühle ich mich ein klein wenig erhaben. Ich habe eine Leidenschaft, die ich mit niemandem teile. Ich möchte nicht, dass sie einer versteht. Es unterscheidet und trennt mich von ihnen und ich bewahre mir etwas.

Ich könnte die Menschen, die durch diese Tür gehen, nicht als meine Freunde bezeichnen, und doch schätze ich ihre vorübergehende Gesellschaft ungemein. Wir sprechen über vieles oder fast gar nichts. Wir trinken. Rauchen. Ich habe mir das angewöhnt und es füllt viel leeren Gesprächsraum. Es sind Leute da, mit denen das Schweigen schwerfällt, und da helfen die Zigaretten. Alleine rauchen ergibt für mich keinen Sinn. Ich habe viele Feuerzeuge von überall her. Sie sind die Souvenirs von Reisen, auf

denen ich selbst nie war, und so sind sie auch die Ideen für ein Leben, das ich noch führen könnte. Ich könnte Städte besuchen und mich von ihren Monumenten beeindrucken lassen. Ich könnte in der Natur verloren gehen, die ich in ihrer Gefahr gar nicht kenne. Ich dringe in diese Postkarten ein. Ich steige wie durch ein Fenster in eine fremde Welt. Am liebsten in Gedanken bloß.

Die Menschen, die durch diese Tür gehen, nehmen ein Stück von mir mit. Ich bin selten alleine gewesen in meinem Leben, aber wenn, dann war ich gut darin. Mir schien, als nehme man immer zu viel von mir. Als denke und entscheide und fühle und urteile man für mich. Jetzt setze ich langsam zusammen, wer ich bin, und verteidige es auch. Es fällt mir nicht mehr schwer, etwas fortzugeben. Eine Ansicht, einen Denkanstoß oder auch eine Einstellung. Einen Teil meines Lebens und meiner Geschichte. Wie es wirklich war, könnte ich gar nicht erzählen, nicht ihnen. Ich wäre nur diese Wahrheit für sie. Und noch bin ich nicht viel mehr. Noch bin ich ein Kopf voller Ideen und ein Körper voller Widerwillen mit zwei Füßen, die nicht wissen, in welche Richtung sie zu laufen haben. Es gibt so unendlich viele Möglichkeiten, wer ich sein könnte, und es gibt nur diese eine Tatsache und nur eine Zeitrechnung, in der ich bis jetzt gelebt habe. Vielleicht weil ich so wenig in Zukunftsgedanken gelebt habe, gibt dieses Gestern das Heute nicht her. Ich sehe es so. Ich möchte es nicht, aber ich bin überwältigt von allem, was jetzt hier ist. Wenn ich mir heute Schuhe kaufe, dann werden sie mir auch in zwanzig Jahren noch passen. Allein dieser Gedanke könnte mich nächtelang wach halten.

Die Stille und der Atem und mein Spiel mit ihnen ist der Versuch, etwas zu finden. Einen Teil von mir, der unberührt geblieben ist. Wie ich mich über die Stille wundere, so auch darüber, tatsächlich hier zu stehen.

Ich sehe meine Füße an. Ich stehe vor dem Fenster, ich könnte hinaussehen und all dem Treiben folgen, das vorbeizieht. Aber ich sehe nur meine Füße an.